

Beatrice Sandberg

Max Frisch: *Überfremdung I*

Max Frisch schrieb den Text 1965 als Vorwort zu „Siamo Italiani“, einem Gespräch mit italienischen Gastarbeitern, das Alexander J. Seiler aufgenommen hatte und auch verfilmte. Ein Jahr später wurde er aufgrund dieses Vorworts eingeladen, an der Konferenz der kantonalen Fremdenpolizeichefs einen Vortrag zu halten. Unter dem Titel „Überfremdung II“ erschien dieser 1966 in einer schweizerischen Wochenzeitung. Frisch holt darin weiter aus und begründet seine Kritik in einer Reihe von Punkten.

Frisch hatte nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom (1960-1965) seinen Wohnsitz wieder in die Schweiz verlegt und den Vorsatz gefaßt, nach so langer Abwesenheit sich – zumindest öffentlich – nicht mehr über die Schweiz zu äußern. „Das Versprechen [...] ist leider schon gebrochen. („Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 122)). Vielleicht war die Heimkehr verfrüht“, schreibt er im „Tagebuch“.¹ „Überfremdung I“ entstand spontan als Protest gegen die schlechte Behandlung der Italiener, „ein[es] Menschenschlag[s], der höflich ist noch in der Beschwerde“, weil ihnen Kultur nicht als Bildung, sondern „als praktisches Erbe“ gegeben ist (S. 123). Nach den Jahren in Italien sieht Frisch vieles mit neuen Augen und reflektiert über die Beweggründe, in der Schweiz zu wohnen, der er sehr kritisch gegenübersteht. Er konstatiert den Ausländern ein weitaus positiveres Verhältnis zu diesem Land als es die Einheimischen selbst haben, und sieht den Grund dafür darin, daß es genügt, Geld und Papiere in Ordnung und keine revolutionären Gedanken zu haben: „Was sie genießen: Geschichtslosigkeit als Komfort“.²

Frischs Eingreifen zeigt den engagierten Autor, der teilnimmt am politischen und sozialen Geschehen, der sich nicht scheut, bei Kontroversen Stellung zu beziehen, sich für Benachteiligte einzusetzen und gegen Mißstände und Unrecht zu kämpfen. Davon zeugte schon seine Büchner-Preisrede von 1958 mit dem Thema *Emigranten*, die er zum Anlaß einer Standortbestimmung für sich selbst als Schriftsteller und für die Schweiz und deren Rolle als Land, das einst für Revolutionäre und Emigranten offen stand, macht. Die geistig-kulturelle Ausstrahlung von damals ist infolge der Abriegelungsmentalität seit Mitte des 20. Jahrhunderts einer Stagnation und wachsender Bedeutungslosigkeit gewichen.³ Für Frisch und andere bringt dies „ein Gefühl der Fremde [...]. Wir sind Emigranten geworden, ohne unsere Vaterländer zu verlassen [...]. Was aber uns verbindet, ist die geistige Not des einzelnen [...], das Gefühl unserer Ohnmacht und die

¹ Vgl. „Vorsatz“. In: *Tagebuch 1966-1971. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge (GW)*. Frankfurt/Main 1976, Bd. VI, S. 11-12.

² Ebd., S. 12.

³ Vgl. dazu Friedrich Dürrenmatt: *Bericht über zwei Miniaturen*. In: *Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 205.

Frage, was tun“.⁴

Diese Frage stellt sich angesichts der Hilflosigkeit der Bevölkerung, das Einwanderungs‘problem’ anzugehen. Zunächst reagiert Frisch auf den Ausdruck ‘Überfremdung’, eine amtliche Bezeichnung, die er auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg datiert. Es liegt darin ein Alarmton, eine Bedrohung von außen, die ungerechtfertigt ist: sind doch die Gastarbeiter nicht auf eigenen Wunsch gekommen, sondern gerufen worden, weil die Wirtschaft sie braucht. So sind sie zwar an den Arbeitsplätzen willkommen, aber weil sie auch nach Feierabend in Erscheinung treten, stören sie das Alltagsbild der Schweizer, denen das Anderssein jener Menschen auffällt: Sie gehen durch die Straßen, lachen zu laut und sie singen sogar – als ob sie dazu Grund hätten – sie drehen sich nach den Mädchen um: Es kamen *Menschen*, die sind *anders* als die Schweizer, welche die einzig akzeptable Norm abzugeben scheinen.⁵ Frisch führt diese Selbstgenügsamkeitsmentalität auf die Folgen der ‘geistigen Landesverteidigung’ im Zweiten Weltkrieg zurück, eine Haltung, die zur Besinnung auf die „schweizerischen Werte“ aufrief und ein Selbstbild pflegte, das einem Ideal und nicht der Wirklichkeit verpflichtet war. Die Mythen, die sich in der Folge bildeten und in Schlagwörtern wie ‘Freiheitsliebe’, ‘Humanität’, ‘Toleranz’, ‘Offenheit’, ‘Verteidigungswille’ und ‘Unbesiegbarkeit’ kristallisierten, indirekter Musterhaftigkeit also, verfestigten sich nach dem Krieg, anstatt nach überstandener Gefahr überprüft zu werden. Max Frisch gehört zu den ersten Intellektuellen, die eine Revision des Selbstbildes und eine kritische Hinterfragung der Vergangenheit verlangten, um den Anschluß an die Gegenwart zu erreichen, um für die neuen Herausforderungen gerüstet zu sein. Die überlebte Mentalität nimmt er im prägnanten ersten Satz aufs Korn, der leitmotivisch den Text durchzieht: „Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr“. Sprachlich stellt er so den Rückgriff auf die Zeit des Nationalsozialismus her: Das kleine Volk, das sich einigelte, als es sich seinerseits vor dem ‘Herrenvolk’ aus Nazideutschland in Gefahr sah, zeigt nun selbst Herrenvolk-Allüren gegenüber weniger Privilegierten. Die schonungslose Parallelisierung stellt das verwerfliche Verhalten bloß, die vorgebrachten Entschuldigungen werden durch scheinbares Verständnis ironisiert: „500000 Italiener, das ist ein Brocken, so groß wie der Negerbrocken in den Vereinigten Staaten“ (123), oder: „Man ist kein Rassist; es ist schließlich eine Tradition, daß man nicht rassistisch ist“ (123).⁶ Auch Ausbeutung ist ein überwunden geglaubter Zustand. Deshalb kann davon von der Arbeitgeberseite her nicht die Rede sein: wenn schon, sind sie, die Schweizer selbst, die Bedrängten, Ausgenutzten.

⁴ In: *Schweiz als Heimat? Versuche über fünfzig Jahre*. Hgg. von Walter Obschlager. Frankfurt/M 1990, S. 181-194, hier S. 192-193.

⁵ 1965 betrug der Ausländeranteil in der Schweiz 14 %.

⁶ Frisch lehnt das Wort „Rassenhaß“, von dem oft in italienischen Zeitungen zu lesen war, als zu weitgehend ab. Es handle sich meist um Irritation und herablassendes Verhalten: „Herablassung ist noch kein Haß, nur Ausdruck hilfloser Selbstgerechtigkeit.“ In: *Überfremdung II*, GW V, Bd. 2, S. 386-388.

Die Divergenz von Selbstbild und Fremdbild wird im zweiten Teil entfaltet, wo die Umschreibung „der andern“ an die Stelle der bisherigen Eigendarstellung tritt. „Wollen wir das lesen?“ Frisch umgeht eine bloße Gegendarstellung, die leicht als Beschuldigung verstanden werden könnte. Stattdessen vermittelt er Erfahrungen, Mentalitäten, Gefühle, Träume, welche die Menschen bewegen, und konstatiert, wie weit sie entfernt sind von Aggressivität oder Anschuldigungen, wie höflich, demütig, oft erschreckt sie die fremden Zustände auf sich nehmen: „Keine Welt-Erzieher. Und Geld als Geld ist kein Maß, [...]“ (123). Nur indirekt, ex negativo, lassen sich die schweizerischen Maßstäbe ablesen, und es kann die Scham hochsteigen beim Vergleich des Verhaltens dieser kultivierten, einfachen Menschen mit dem des „Herrenvolks“, das den Mythos von Humanität und Toleranz für sich beansprucht. Die Gesichtspunkte in „Überfremdung I“ und „Überfremdung II“, obwohl 25 Jahre vor der schweizerischen EU-Debatte dargelegt, welche die von Frisch angesprochenen Probleme um vieles verschärfte und das Land in eine tiefgreifende Identitätskrise stürzte, haben nichts von ihrer Aktualität verloren. Sie sind Zeugnisse eines weitblickenden, unbequemen Zeitgenossen, der sich mit dem Nachweis des Veränderungs- und Erneuerungswillens der Schweiz im 19. Jahrhundert auch auf die Vergangenheit beruft, damit aber gegen die herrschende Bewahrungs- und Verteidigungsmentalität und für die Notwendigkeit kreativen Denkens argumentiert: Der Begriff ‘Schweiz’ muß in die Reparatur, wenn er seinem Anspruch wieder genügen und glaubhaft werden will.

Stand: 1. 12. 2000

Beatrice Sandberg lehrt als Professorin für Germanistik an der Universität Bergen in Norwegen.